

Lerke Gravenhorst

DIE WUNDE NATIONALSOZIALISMUS UND
DIE SOZIALWISSENSCHAFTEN
ALS THERAPEUTISCHES MILIEU ODER:
DER LANGE WEG ZU
EINEM LÖSENDEN SPRECHEN*

Für meine Mutter, durch deren Offenheit uns beiden ein gemeinsames Nachdenken über die NS-Vergangenheit möglich wurde, und in Erinnerung an meinen Vater, der an unserem veränderten Fragen und Urteilen nicht mehr teilnehmen konnte.

Die Wunde Nationalsozialismus hat sich seit meiner Kindheit langsam in meinem Leben ausgebreitet. Sie kam damals zu derselben Zeit und blieb auch genauso hartnäckig wie die wunden Flecken auf meiner Haut: erst ein wenig, dann immer mehr, mich beunruhigend und für mein Empfinden mich verunstaltend, nicht wegzubringen, oft nur mit Mühe zu verdecken. Diese Wunde gab es und sollte es doch nicht geben und ließ mich trotz allem ganz gut existieren.

Ich hatte etwas Glück. Ich fand wenigstens in Ansätzen einen sozialen Zusammenhang, in dem sich immer wieder einmal diese Wunde Nationalsozialismus behandeln ließ, wenn auch die längste Zeit heimlich oder unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Dieser Zusammenhang war weder Teil von Kirche oder Gewerkschaft noch von Dichtung und Literatur. Er ergab sich für mich aus den Sozial-

* Diesen Essay habe ich ursprünglich für die Frauen des Arbeitskreises -Nationalsozialismus und Frauenforschung- der *Frauenakademie München* geschrieben. Durch unsere Gespräche ist mein Zutrauen darin gewachsen, daß das Öffentlichmachen auch des Schwierigsten eher bereichert als bedroht. Dafür möchte ich herzlich danken: Carmen Tatschurat, Elisabeth Beck-Gernsheim, Annemarie Becker-Freyseng, Elly Geiger, Erika Haas, Ursula Nissen, Barbara Pieper und Gabriele von Schlieffen.

wissenschaften. Biographisch gesehen stand für mich am Anfang dieser Erfahrung die Frankfurter Schule von Sozialphilosophie und Gesellschaftstheorie. Für manche wurden die Sozialwissenschaften zur Lebensform;* ich brauchte sie viel eher als therapeutisches Milieu – genauer: als therapeutisches Erkenntnismilieu. Es dauerte aber auch in dieser Umgebung noch fast 25 Jahre, in denen ich mich, was mein Problem Nationalsozialismus anging, gleichsam incognito bewegte, ehe ich einen Ausdruck und eine Sprache fand, die meiner Überzeugung nach dem Problem angemessener waren und die ich gleichzeitig mit anderen auch öffentlich teilen konnte.

Erst seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre bin ich zu einem solchen öffentlichen Sprechen über diesen Schmerz in meinem Leben gekommen. Ich mußte erst über vierzig Jahre alt werden. Die Möglichkeit dazu habe ich nicht aus mir selbst geholt; die kam zuallererst auf mich zu durch das Beispiel anderer.**

Überwiegend spreche ich seither über mein Problem Nationalsozialismus, wenn ich über das Problem Nationalsozialismus meiner Generation spreche. Meine Anstrengungen bestehen darin, meine private Chiffrierung meines persönlichen Problems zu ersetzen durch eine öffentliche Dechiffrierung eines allgemeineren Problems, zu dem mein persönliches zu zählen ist. Dabei sind die Grenzen zwischen alter privater Chiffrierung und neuer öffentlicher Dechiffrierung fließend.

Vorgezeichnet und doch auch selbst ausgelegt:
die schwierigen Wege zu einem öffentlichen Sprechen
in einer gemeinsamen Sprache

Mein eigener Anteil daran, daß ich erst so spät begonnen habe, meine besondere Wunde NS ausdrücklich und öffentlich zu »behandeln«, ergibt sich wohl aus dem Zusammentreffen unterschiedlicher Motive und Erfahrungen. Ich will im folgenden versuchen, sie verständlich zu machen. Die Schwierigkeiten einer öffentlichen Thematisierung eines Problems Nationalsozialismus sind ja nicht an das

* Diese Sichtweise hat sich mir durch ein Buch von Jürgen Mittelstraß (1982) eingepreßt: *Wissenschaft als Lebensform*.

** Vgl. weiter unten.

Faktum einer öffentlichen Thematisierung überhaupt gebunden. Scham und Sprachlosigkeit sind gebunden an das Vorhandensein eines positiv besetzten eigenen Zusammenhangs mit dem Nationalsozialismus – und sei dieser positive Zusammenhang auch nur höchst vermittelt hergestellt, wie etwa durch einen engen Bezug zu Menschen, die früher den NS gestützt haben.

Mein eigener Fall kann ein Beispiel dafür sein. Denn meine Verwundung durch den NS war nicht allein und auch nicht überwiegend entstanden, weil es die ungeheuerlichen NS-Verbrechen und noch dazu durch Deutschland gegeben hat. Sie war nicht nur entstanden durch eine Nähe der BRD zu dem NS-Staat und der NS-Gesellschaft. Vielmehr hatte sie sich ergeben aus dem Wissen um diesen für mich persönlich noch engeren Zusammenhang: die frühere identifikatorische Nähe der Erwachsenen der elterlichen Familie zum Nationalsozialismus. Sie war also vor allem dadurch verursacht, daß ich in einer für mich überlebenswichtigen Nähe zu Menschen stand, die das NS-System begrüßt oder für es gearbeitet hatten: meine Mutter, mein Vater, meine Großmutter. Es waren Menschen, die ich liebte oder immer wieder zu lieben suchte, die ein inneres Licht in mir angezündet hatten und die mich unterstützten, soweit es nur irgend in ihrem Vermögen stand.

Der besondere Schmerz im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus war aber vor allem dadurch entstanden, daß mein Vater als junger Mensch seine berufliche Existenz und seine Grundüberzeugungen von einer richtigen Welt an den Nationalsozialismus und dessen Staatlichkeit gebunden hatte. Vor 1945 war er stolz darauf, für einen führenden Mann des NS-Staates gearbeitet zu haben (wenn auch nur für verhältnismäßig kurze Zeit). Meine Mutter erlebte den damaligen Status ihres Mannes ähnlich. Die Scham über meinen Vater war wohl das wichtigste der Gefühle, die mir den Mund für die öffentliche Rede verschlossen. Die in meinem Erleben außerordentliche väterliche (und dadurch erst große mütterliche) NS-Nähe in Verbindung mit meiner eigenen persönlichen Nähe zu meinem Vater (sowie zu meiner Mutter und Großmutter) wurde zu meinem Thema NS.*

* Deshalb profitierte ich damals letztlich auch nicht von der Faschismus-Auseinandersetzung der marxistischen Linken, wie sie vor allem durch die Zeitschrift *Das Argument* auf mich zukam.

Mein Problem öffentlich anzusprechen, hätte auch geheißen (und heißt es manchmal auch heute noch, etwa bei diesen Zeilen), die Erwachsenen, an die ich für meine Existenz gebunden war und denen ich mich sehr verbunden fühle, preiszugeben und zu verraten; zum anderen, ein Geheimnis zu verlieren, an dem ich nicht nur ein Bewußtsein von Gezeichnetsein, sondern auch von „Ausgezeichnetsein“, einer mir willkommenen Besonderheit, ausgebildet habe. Zu dieser Besonderheit gehörte auch ein von mir dringlich gewünschtes Bild eines Heldenvaters – trotz seines negativen Entstehungszusammenhanges.

Universität und Wissenschaft: ein anderes Denken und ein heimliches Sprechen über die Wunde Nationalsozialismus

Meine Lebenswelt bis weit in meine Erwachsenenzeit hinein war meine elterliche Familie, meiner Erinnerung nach gebildet aus einem kaum zu entwirrenden Knäuel von „Lust- und -Last- und, mit Bezug auf das Letztere, von NS-Last und Beziehungslast. Assoziativ war „Familie“ daher für mich lange Zeit auch eine anderes ausschließende Lebenswelt, eine Insel aus Zuversicht und ungreifbarer Enttäuschung, aus Freude und untergründiger Wut und Traurigkeit. Außer mit Hilfe von Lesen konnte ich mich nicht wirklich gefühlsmäßig aus ihr herausbewegen. Das Lesen wurde die Brücke zu der Welt außerhalb der Familie und insofern Lebenshilfe, als es mir eher faßbare Gefühle und Bilder zu Menschen und ihren Motiven und deshalb zu mir selbst bot. Mein Hilfsmittel der Ichwerdung in Gestalt von Lektüre konnte ich dann, als es um die Basis für meine soziale und ökonomische Unabhängigkeit ging, am eindeutigsten in die Welt von Universität und Wissenschaft integrieren.

Damit war ich also an dem gesellschaftlichen Ort, an dem die Idee des Problematisierens und der eigenständigen Bewußtseinsbildung – zumindest dem Anspruch nach – besonders verankert ist. Wenn es mir nun vordringlich um eine öffentliche und kritische Thematisierung von NS überhaupt gegangen wäre, hätte ich z. B. Geschichte mit besonderer Betonung von NS-Geschichte studieren können. Der Gedanke an ein solches Studium ist mir nie gekommen. Denn dieser Gedanke verband sich nicht mit dem besonderen Schmerz in meinem Inneren und deshalb nicht mit meinem Thema NS.

Aber das System von Wissenschaft wurde für lange Zeit noch nicht der Ort, an dem ich mir die Aufgabe stellte, meinen Schmerz durch den NS klarer zu verstehen und ausdrücklich zu behandeln. Ich finde das noch heute erstaunlich. Bei allen „mildemden Umständen“ dafür bin ich im nachhinein doch überrascht, daß ich mich nicht an einen Impuls erinnere, mein besonderes Thema NS im Rahmen der Universitätsausbildung ausdrücklich aufzunehmen. Dasselbe gilt für die längste Zeit meiner wissenschaftlichen Berufstätigkeit. „Offensichtlich“ konnte ich mir das Sprechen über mein Problem NS überhaupt nur als heimliches Sprechen denken.

Der Stachel Nationalsozialismus, der mir einen spezifischen Schmerz zufügte, war mir eigentlich ständig bewußt. So fällt es mir heute schwer, meine Reaktionen auf mein Wissen um den Nationalsozialismus einfach als Verleugnung und Verdrängung zu werten. Aber sicher habe ich mitgewirkt am Fortbestand eines Thematisierungstabus. Denn ich habe trotz aller Betroffenheit über die Verknüpfung des NS mit meinem Leben mein Thema die längste Zeit ja nicht wissenschaftlich-beruflich und damit auch nicht öffentlich bearbeitet. Tatsächlich habe ich dieses Thema zwar mir bewußt, aber für meine wissenschaftlich-berufliche Umwelt völlig verschlüsselt in meine Arbeitsbereiche eingebracht und einige Aspekte davon mit diesem Thema heimlich unterlegt. Auf die auffälligsten solcher Verschüsselungen will ich nun eingehen.

Die Frankfurter Schule der Sozialwissenschaften:
das erste Lesen und Hören überlebenswichtiger Sätze
zum Problem Nationalsozialismus

Ich hätte kaum begonnen, Soziologie zu studieren, hätte ich nicht am Ende meiner Schulzeit – etwa 1960 – von der Frankfurter Schule und ihrer Gesellschaftstheorie erfahren. So kam als mein Studienort nur Frankfurt und das dortige Institut für Sozialforschung in Frage. Von irgendwoher hatte ich die Vorstellung bekommen, daß die Gedanken von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno Resonanz boten für genau mein Thema NS. Eine solche Resonanz ging in der Welt der Gedanken, die mir zu Beginn der sechziger Jahre zur Verfügung stand, nur von den Einsichten und Interpretationen dieser beiden Sozialphilosophen aus. Diese empfundene Resonanz stamm-

te wohl weniger von der Kritischen Theorie als solcher, als vielmehr von der psychoanalytischen Sozialpsychologie, die mit ihr verbunden war.

Ich meine mich auch zu erinnern, daß diese Sozialpsychologie in den Bruchstücken, die ich davon zunächst zur Kenntnis nehmen konnte, mich nicht nur wegen ihres Inhaltes ansprach, sondern mir auch deshalb besonders glaubwürdig erschien, weil ich erfahren hatte, daß Horkheimer und Adorno jüdische Emigranten aus NS-Deutschland waren, die nach 1945 wieder nach Deutschland zurückgekehrt waren.

Diese Frankfurter Sozialpsychologie enthielt in meinen Augen Ideen von Individuum und Gesellschaft und ihrem Zusammenhang, die meine verwirrten Gefühle und das mir Erklärungsbedürftige in Ansätzen richtig widerspiegeln, ja, ihnen überhaupt erst Gültigkeit verleihen konnten. Da fand ich, wenn auch in Splintern, Erfahrungen von mir wieder und konnte dadurch auch etwas von meinem Vater und meiner Mutter begreifen. Dabei verstand ich von der Kritischen Theorie herzlich wenig; aber ein Wort hier, ein Satz da, ein Bild oder eine Skizze erreichten und hielten mich und gaben mir das Grundgefühl, mich in einer Welt überlebenswichtiger Erkenntnis zu befinden.

Vor allem, so scheint es mir im Rückblick, waren es Teile der Beschreibungen und Erklärungen aus den Untersuchungen zu Autorität und Vorurteil, zu deren Zustandekommen bzw. Durchführung Adorno und Horkheimer wesentlich beigetragen hatten,* Adornos (1963) Aufsatz »Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit« sowie der eine oder andere Satz aus der *Dialektik der Aufklärung* (Horkheimer und Adorno 1944) und aus den *Minima Moralia* (Adorno 1964), die mich erreichten und betrafen. Ich habe sie fast wie Versprechungen gelesen, meine Eltern – und besonders meinen Vater –, ihre Unterstützung des NS-Systems und meine Beziehungen zu ihnen einmal begreifen zu können.**

* Ich lernte diese Ideen zuerst aus den *Soziologischen Exkursen* des Instituts für Sozialforschung (1956) kennen. Direkte Veröffentlichungen dazu kamen erst zum Ende der Studienzeit in meinen Besitz (Theodor W. Adorno u. a. 1968).

** Den Satz Adornos (1963, S. 27) von der Barbarei und der Unmöglichkeit, die es bedeute, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, habe ich damals zwar gelesen, aber gar nicht deutlich aufgenommen und auch sicher nicht so, wie er wohl ge-

Jedenfalls fand ich in Schriften und Vorträgen von Horkheimer und Adorno und in ihrem Umkreis* Möglichkeiten der Thematisierung von »Familie und Nationalsozialismus«. Zum erstenmal erfuhr ich die Möglichkeit, daß ich meine Gefühle und mein Wissen in einen stimmigen Zusammenhang bringen, daß meine individuelle Wunde Nationalsozialismus überhaupt richtig diagnostiziert und behandelt werden könnte.

Ich jedoch beließ es bei der bloßen Wahl dieser besonderen Erkenntnismöglichkeiten. Ich nahm diese Möglichkeiten für die Lösung meines Problems im Rahmen einer wissenschaftlich-öffentlichen Auseinandersetzung konkret dann gar nicht in Anspruch – ein erstaunlicher Tatbestand, den ich bis heute noch nicht richtig begriffen habe.

Das Thema Obdachlosigkeit: ein Beispiel für eine Verschlüsselung

Am Ende des Studiums erwies sich das Thema meiner Diplomarbeit als eine hoch verschlüsselte Benennung meines Problems NS. Zunächst einmal machte ich den Versuch, über Probleme obdachloser Männer zu schreiben. Sie standen in meiner – wirklich sehr subjektiven – Wahrnehmung für die Probleme sozial zerstörter und persönlich-moralisch diskreditierter Männer, der Gruppe, zu der ich meinen Vater zählte. Diese eher intuitive, aber doch bewußte Assoziation hat mich auch später nicht verlassen. Obdachlose standen allerdings nicht nur stellvertretend für meine Idee der politisch-moralischen Gebrochenheit meines Vaters und seiner hilflosen Isoliert-

meint war (vgl. dazu Carmen Tatschmurat in diesem Band). Aber gegen seine Botschaft, wie sie mich damals wahrscheinlich erreicht hat, stand für mich ein Gedichtband von Nelly Sachs (1963), den ich etwa zur selben Zeit gelesen habe. Wenn etwas für mich die Möglichkeit beglaubigte, nach Auschwitz im Wissen um Auschwitz zu existieren, d. h. auch, Gedichte zu schreiben, so waren es diese Gedichte von Nelly Sachs.

* Dazu gehörte damals für mich bald auch Alexander Mitscherlich. Seine Idee der »vaterlosen Gesellschaft« (vgl. Mitscherlich 1963) nahm ich damals als Kennzeichnung der »abwesenden Anwesenheit« meines Vaters nach 1945. *Die Unfähigkeit zu trauern*, gemeinsam von Alexander und Margarete Mitscherlich (1967) geschrieben, las ich im Erscheinungsjahr, seltsamerweise aber ohne in meiner Erinnerung damit einen Durchbruch von Erkenntnis zu verbinden.

heit. Sie drückten für mich intuitiv und sehr subjektiv auch einen Teil der weiteren ästhetischen und sozialen Umgebung meiner Kindheit nach 1945 aus. Das Gesamt der zu diesem Ort gehörenden Erfahrungen ist in meiner elterlichen Familie als „in den Baracken-überliefert. Es gehört zu der frühesten Zeit meiner Kindheit, an die ich mich erinnern kann. Damals formte sich mein sehr individueller Blickwinkel auf die umfassendere, mir aber erst später bekannt werdende Wirklichkeit meines Vaters.

Daß ich schließlich auch nicht die Probleme obdachloser Männer, sondern eigentlich obdachloser Frauen untersuchte – Frauen, die sich unter armseligen Umständen prostituierten –, hatte pragmatische Gründe: Ich scheiterte in meinen Bemühungen, zu Forschungsgesprächen mit obdachlosen Männern zu kommen; bei diesen im Grunde obdachlosen Frauen jedoch gelang es mir.*

Familienforschung als Bearbeitung eines enthistorisierten Problems NS

Meine Wunde Nationalsozialismus blieb. In den wissenschaftlichen Gegenständen, die ich in den folgenden Jahren für mich formulierte, dachte ich sie immer mit, benannte sie aber nie ausdrücklich. So finden sich für diese Jahre meiner wissenschaftlichen Arbeit (an der Universität, aber auch als Soziologin an einer psychiatrischen Klinik) Überschriften, die in globaler Weise auf soziale Dispositionen beschädigter Subjektivität hinweisen, wie Kriminal- und Psychiatriesozioologie, Soziologie abweichenden Verhaltens oder Sozialisationsforschung. Vor allem aber hatte ich durch die Frankfurter Vorlesungen von Jürgen Habermas und seine Seminare mit Ulrich Oevermann** erfahren, daß es eine psychoanalytisch und familientherapeutisch orientierte Familienforschung gab – in den USA.*** Ich wurde von diesem Forschungszweig stark angezogen. Heute denke ich, das war der Fall, weil sie für mich ähnliches zu er-

* Diese Untersuchung ist veröffentlicht unter dem Titel *Soziale Kontrolle abweichenden Verhaltens. Fallstudien an weiblichen Insassen eines Arbeitshauses* (Gravenhorst 1970).

** Vgl. z. B. die Thesen zur Theorie der Sozialisation von Jürgen Habermas (1968).

*** Wahrscheinlich bin ich in diesen Seminaren auch auf Horst-Eberhard Richters (1967) *Eltern, Kind und Neurose* aufmerksam geworden. Gelesen habe ich das

kennen versprach wie die psychoanalytische Sozialpsychologie der Frankfurter Schule. Allerdings war in ihr die Notwendigkeit, die sozialpsychologischen Voraussetzungen für Faschismus und Nationalsozialismus zu verstehen, nicht mitgedacht. Der Gedanke eines Promotionsstudiums in psychoanalytisch und familientherapeutisch orientierter Familienforschung in den USA hielt mich trotzdem gefangen. Realisieren konnte ich diesen Wunsch nicht, weil ich keinen medizinischen Universitätsabschluß hatte. Zugänglich wurde mir aber ein amerikanisches Promotionsstudium mit einem Schwerpunkt in soziologischer Familienforschung.

Wie vielen anderen wurde auch mir durch das Leben im Ausland der Stachel NS auf besondere Weise bewußt. Aber auch in dieser Umgebung war ich nicht in der Lage, ihn ausdrücklich als öffentlich-wissenschaftliches Problem zu bestimmen, geschweige denn, ihn selbst als solches zu bearbeiten.

In den USA arbeitete ich in einem Forschungsbereich, der seinem ausdrücklichen Aufbau nach nichts mit meinem besonderen Problem zu tun hatte, der sich aber dafür eignete, ihm meine persönlichen Bedeutungen zu unterlegen. Ich wurde Assistentin an einem Forschungszentrum einer amerikanischen Universität, dessen Schwerpunkt Forschungen zu „family problem solving“ waren.* Dort konnte ich auch an einem Projekt zu „family problem definition“ teilnehmen. Hieraus stammt auch meine Dissertation. In ihr ging es mir explizit darum, die familiäre Fähigkeit zu Problemdefinitionen mit der Art der internen Familienbeziehungen in Zusammenhang zu bringen.**

Die persönliche Bedeutung, die ich dieser Untersuchung gab, war eine enthistorisierte Familienversion der „Unfähigkeit zu trauern“. Wo lagen familienstrukturelle Hindernisse, in der eigenen Familie objektive und subjektive Probleme wahrzunehmen und sich darüber zu verständigen? Der Arbeit voran stellte ich ein Gedicht des Sohnes eines in der Großstadt Minneapolis – meinem Promotionsort – ent-

Buch erst 1970. Aber es blieb in meiner Wahrnehmung wohl eher die Ausnahme, die die Regel bestätigte.

* Der theoretische Horizont dieses Schwerpunkts findet sich abgesteckt in Joan Aldous u. a. (1971).

** Ich gab der Arbeit den Titel *Family Interaction and Cognition* (Gravenhorst 1977).

heit. Sie drückten für mich intuitiv und sehr subjektiv auch einen Teil der weiteren ästhetischen und sozialen Umgebung meiner Kindheit nach 1945 aus. Das Gesamt der zu diesem Ort gehörenden Erfahrungen ist in meiner elterlichen Familie als -in den Baracken- überliefert. Es gehört zu der frühesten Zeit meiner Kindheit, an die ich mich erinnern kann. Damals formte sich mein sehr individueller Blickwinkel auf die umfassendere, mir aber erst später bekannt werdende Wirklichkeit meines Vaters.

Daß ich schließlich auch nicht die Probleme obdachloser Männer, sondern eigentlich obdachloser Frauen untersuchte - Frauen, die sich unter armseligen Umständen prostituierten -, hatte pragmatische Gründe: Ich scheiterte in meinen Bemühungen, zu Forschungsgesprächen mit obdachlosen Männern zu kommen; bei diesen im Grunde obdachlosen Frauen jedoch gelang es mir.*

Familienforschung als Bearbeitung eines enthistorisierten Problems NS

Meine Wunde Nationalsozialismus blieb. In den wissenschaftlichen Gegenständen, die ich in den folgenden Jahren für mich formulierte, dachte ich sie immer mit, benannte sie aber nie ausdrücklich. So finden sich für diese Jahre meiner wissenschaftlichen Arbeit (an der Universität, aber auch als Soziologin an einer psychiatrischen Klinik) Überschriften, die in globaler Weise auf soziale Dispositionen beschädigter Subjektivität hinweisen, wie Kriminal- und Psychiatrisozioologie, Soziologie abweichenden Verhaltens oder Sozialisationsforschung. Vor allem aber hatte ich durch die Frankfurter Vorlesungen von Jürgen Habermas und seine Seminare mit Ulrich Oevermann** erfahren, daß es eine psychoanalytisch und familientherapeutisch orientierte Familienforschung gab - in den USA.*** Ich wurde von diesem Forschungszweig stark angezogen. Heute denke ich, das war der Fall, weil sie für mich ähnliches zu er-

* Diese Untersuchung ist veröffentlicht unter dem Titel *Soziale Kontrolle abweichenden Verhaltens. Fallstudien an weiblichen Insassen eines Arbeitshauses* (Gravenhorst 1970).

** Vgl. z. B. die Thesen zur Theorie der Sozialisation von Jürgen Habermas (1968).

*** Wahrscheinlich bin ich in diesen Seminaren auch auf Horst-Eberhard Richters (1967) *Eltern, Kind und Neurose* aufmerksam geworden. Gelesen habe ich das

kennen versprach wie die psychoanalytische Sozialpsychologie der Frankfurter Schule. Allerdings war in ihr die Notwendigkeit, die sozialpsychologischen Voraussetzungen für Faschismus und Nationalsozialismus zu verstehen, nicht mitgedacht. Der Gedanke eines Promotionsstudiums in psychoanalytisch und familientherapeutisch orientierter Familienforschung in den USA hielt mich trotzdem gefangen. Realisieren konnte ich diesen Wunsch nicht, weil ich keinen medizinischen Universitätsabschluß hatte. Zugänglich wurde mir aber ein amerikanisches Promotionsstudium mit einem Schwerpunkt in soziologischer Familienforschung.

Wie vielen anderen wurde auch mir durch das Leben im Ausland der Stachel NS auf besondere Weise bewußt. Aber auch in dieser Umgebung war ich nicht in der Lage, ihn ausdrücklich als öffentlich-wissenschaftliches Problem zu bestimmen, geschweige denn, ihn selbst als solches zu bearbeiten.

In den USA arbeitete ich in einem Forschungsbereich, der seinem ausdrücklichen Aufbau nach nichts mit meinem besonderen Problem zu tun hatte, der sich aber dafür eignete, ihm meine persönlichen Bedeutungen zu unterlegen. Ich wurde Assistentin an einem Forschungszentrum einer amerikanischen Universität, dessen Schwerpunkt Forschungen zu -family problem solving- waren.* Dort konnte ich auch an einem Projekt zu -family problem definition- teilnehmen. Hieraus stammt auch meine Dissertation. In ihr ging es mir explizit darum, die familiäre Fähigkeit zu Problemdefinitionen mit der Art der internen Familienbeziehungen in Zusammenhang zu bringen.**

Die persönliche Bedeutung, die ich dieser Untersuchung gab, war eine enthistorisierte Familienversion der -Unfähigkeit zu trauern-. Wo lagen familienstrukturelle Hindernisse, in der eigenen Familie objektive und subjektive Probleme wahrzunehmen und sich darüber zu verständigen? Der Arbeit voran stellte ich ein Gedicht des Sohnes eines in der Großstadt Minneapolis - meinem Promotionsort - ent-

Buch erst 1970. Aber es blieb in meiner Wahrnehmung wohl eher die Ausnahme, die die Regel bestätigte.

* Der theoretische Horizont dieses Schwerpunkts findet sich abgesteckt in Joan Aldous u. a. (1971).

** Ich gab der Arbeit den Titel *Family Interaction and Cognition* (Gravenhorst 1977).

wurzelten nordamerikanischen Indianers. Der Sohn erinnert sich darin an seine Kindheitszeit und an die Fast-Obdachlosigkeit mit seinem Vater.* Ich habe nicht in Erinnerung, daß ich jemals von anderen auf diese Verbindung zu meinen persönlichen Bedeutungen der Untersuchung hin angesprochen worden bin.

Nach Deutschland zurückgekehrt konnte ich im Deutschen Jugendinstitut in München die Familienforschung weiter zu meinem Arbeitsbereich machen. Das war inzwischen möglich. Als ich innerhalb dieses Bereiches die Mitarbeit in unterschiedlichen Projekten wählen konnte, entschied ich mich für das Projekt, das meinem Thema in seiner enthistorisierten Fassung als 'Probleme in Familien' am nächsten war.** Auch die nächste Studie, an der ich – im Rahmen des Instituts, darin aber aus freien Stücken – mitarbeitete, hatte Probleme in Familien zu ihrem Gegenstand.***

Es fällt auf, daß ich, formal gesehen, lange Zeit auf familieninterne Problematisierungen festgelegt blieb. Und das trotz einer frühen Nähe zu der politisch hoch engagierten Kritischen Theorie und trotz einer politischen Studentenbewegung, beide mit ihren NS-oppositionellen Interessen, an denen ich mich in jenen ersten Jahren meiner Arbeit in der Wissenschaft ja auch orientiert habe. Ich war aber damals offensichtlich unfähig, die Wahrnehmung des Nationalsozialismus und seiner Schrecken über den einmal zugefügten Schmerz hinaus noch weiter in mein Leben und Denken hineinzulassen. Ich erinnere mich z. B. an keinen Impuls, noch weniger an gezielte Schritte, wenigstens einmal an einer Verhandlung des Auschwitz-Prozesses in Frankfurt teilzunehmen, der dort ja zwischen 1963 und 1965 stattfand.**** Ich weiß auch erst seit einem Jahr, daß ich damals noch nicht einmal den eigentlichen Sinn eines Aus-

* Es ist das Gedicht *Family Photograph* 1973 von Gerald Vizenor (1974).

** Über diese Studie berichten vor allem der Band *Familien sind anders!* (Wahl u. a. 1980), zusätzlich aber auch Einzelaufsätze (z. B. Gravenhorst 1984).

*** Allerdings handelte es sich um Probleme, die von vornherein gesellschaftlich als äußerst gravierend eingestuft werden: Gewaltprobleme (Gravenhorst 1986).

**** Ich war jetzt nachträglich so beunruhigt über diesen Tatbestand, daß ich mich im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte in München vergewissert habe, ob ich damals wenigstens die Zeitungsberichte über den Prozeß gelesen hatte. Ja, Gesichter und Namen, Schilderungen des Schreckens und meine Bedrückungen kamen mir in Erinnerung zurück.

rufs der Studentenbewegung verstanden habe: 'Unter den Talaren der Muff von 1 000 Jahren.'* Natürlich gab und gibt es direkt politisch intendierte sozialwissenschaftliche Konzeptualisierungen von Familie.** Im Rückblick ist es mir jetzt nicht mehr so unverständlich, warum auch die vorhandenen politischen Konzepte nicht auf 'mein Problem' paßten. Ich meine, ich wollte eine genaue Resonanz finden für ein doppeltes Bedürfnis: meine Familie 'im Schatten von NS-massiv zu kritisieren und gleichzeitig einen guten Zusammenhang zu dieser Familie, die ihre Bindung an den NS wirklich überwunden hätte, zu bewahren.

In diesem persönlichen Interesse, an einem Konzept wie dem von Familie festzuhalten, um meinen Forschungsgegenstand zu kennzeichnen, steckt meines Erachtens auch etwas von einer allgemeinen Aufgabe. In dieser spezifischen historisch-moralischen Situation, in der es ein Vor-1945 und ein Nach-1945 gibt, kann ein Konzept wie Familie die Notwendigkeit ausdrücken, ein Paradox dieser Situation zu leben, nämlich Bruch und Zusammenhang (Diskontinuität und Kontinuität) mit der NS-Vergangenheit zu sehen und anzuerkennen. Diese Notwendigkeit gilt zugespitzt für die NS-Nachgeborenen, die in einem zunächst – in aller Regel – unwillkürlichen, nicht verfügbaren Lebenszusammenhang mit Mitgliedern der NS-Generationen stehen, d. h. in einer Familie leben. Sie gilt aber in weniger krasser Form auch für alle die, deren eigener Lebenszusammenhang eine gewisse – wie auch immer sonst zustandegemachte – Nähe zum NS-Schuldzusammenhang aufweist.

Im Rückblick auf diese Zeit finde ich es auch auffällig, wie sehr ich mich auf der einen Seite bestehenden Thematisierungen und inhaltlichen Strukturierungen von gesellschaftlichen Forschungs- und Handlungsfeldern überlassen und auf der anderen Seite mich ihnen gleichzeitig immer wieder ziemlich stur entzogen habe. Ich meine, ich habe doch noch einen Ort für mein intuitives Thema finden wollen. Ich machte aber nicht den Versuch, mich gegen dominante Inhalte oder Strukturierungsmuster von den mir wichtigen wissenschaftlich-beruflichen Öffentlichkeiten und Diskursen zu wenden,

* Vgl. dazu auch Carmen Tatschmurat in diesem Band.

** Zum Beispiel Familie als Reproduktion von Arbeitskraft oder von anderen gesellschaftlichen 'Ordnungsmustern' wie der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung.

um sie im Interesse einer expliziten Bearbeitung von NS-Problematik zu verändern. Wo ich mein Thema dennoch insgeheim in explizite und damit dominierende Thematisierungen der beruflich-wissenschaftlichen Öffentlichkeit eingeordnet habe, blieb es fremdbestimmt und ging als solches auch unter. Erst in sehr späten Arbeitsstadien sah ich eine Möglichkeit, Aspekte meines besonderen Problems als das Thema eines Forschungsprojektes zu formulieren.

Ein besonderes Problem NS: ein Problem einer besonderen Tochter-Vater-Beziehung und die feministische Öffentlichkeit als ein Horizont seiner Interpretation

In meinen wissenschaftlichen Arbeiten hatte ich seit meiner Rückkehr nach Deutschland 1976 sehr wohl eine andere Perspektive der Thematisierung aufgenommen. Ich hatte diese Arbeiten in den Horizont der feministischen Auseinandersetzung gestellt, die seit der Mitte der siebziger Jahre auch in die Sozialwissenschaften der Bundesrepublik einzog und für deren Institutionalisierung ich mich engagierte.*

Die Existenz des Feminismus in der Bundesrepublik war für mich mehr als eine gesellschaftliche Tatsache, zu der ich mich privat oder öffentlich ins Verhältnis setzen «mußte», einfach weil ich eine Frau war. Jetzt im nachhinein habe ich den Eindruck, die feministische Auseinandersetzung wurde in der Bundesrepublik für mich wichtiger als vorher in den USA (wo ich sie überhaupt kennenlernte). Ich fühlte mich aufgrund ihrer Unterstreichung von Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchie aufgefordert, meine Lebensprobleme schärfer gerade als das wachzuhalten, als was sie mir von Anfang an am meisten erschienen waren: als besondere Probleme der Tochter dieses besonderen Vaters und weniger als Probleme eines Mitglieds dieser elterlichen Familie überhaupt oder allgemein als eines Menschen, der der deutschen Geschichte zugehört. Aber gerade in Deutschland gab der Feminismus der Bedeutung meines Vaters, die ich ihm für mein Leben beimaß, erneutes und erhöhtes

* Ich war Gründungsmitglied und erste Sprecherin bzw. Vorsitzende der *Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften* (in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie) bzw. des Vereins zur Förderung der *Frauenakademie München*.

Gewicht. Ich erlebte hier seine Existenz als für mich noch wichtiger und noch präsenter als vorher in den USA. Meinen Vater aber konnte ich nicht denken ohne seine Bejahung des Nationalsozialismus und ohne seine Nähe zu dessen Exponenten.

So brachte in Deutschland der Feminismus eine für mich persönlich verstärkte Gegenwart von nationalsozialistischer Vergangenheit – und wieder war es doch eine heimliche, unausgesprochene Gegenwart. Weder wuchs mir aus der feministischen Diskussion eine selbstverständliche Sprache dafür zu, diese Vergangenheit in ihrer Gegenwart zu benennen und zu begreifen, noch habe ich die notwendigen Anstrengungen unternommen, eine solche Sprache zu schaffen. Die damals schon existierende Frauenforschung zum Nationalsozialismus* erreichte mich nicht wirklich. Ich nahm ihre Existenz zwar zur Kenntnis, aber nicht in mein Denken und Fühlen auf. Im Rückblick kommt es mir so vor, als sei der intuitive Grund für mein Nichteinlassen mein Eindruck gewesen, daß diese Analysen die NS-nachgeborenen Frauen und damit doch wohl auch die überwiegende Mehrheit der feministischen Sozialwissenschaftlerinnen nicht ausreichend genug in den notwendigen Verantwortungszusammenhang mit der NS-Schuldgeschichte stellten.** Es fällt auch auf, daß die bisherige feministisch-sozialwissenschaftliche NS-Auseinandersetzung das Problem der Töchter-Väter-Beziehungen fast völlig ausgespart hat.*** Im Grunde genommen blieb sogar mein Bewußtsein von Nationalsozialismus überhaupt besetzt von der Bedeutung, die ich privat und heimlich meinem Vater in meinem Leben und dem Nationalsozialismus im Leben meines Vaters gab. Im Hinblick auf den Nationalsozialismus war mein Vater für mich wie ein

* Für mich war sie lange Zeit repräsentiert durch den Band *Mutterkreuz und Arbeitsbuch* der Frauengruppe Faschismusforschung (1981).

** Hier ist der Ausgangspunkt für eine Diagnose des Standes der feministisch-wissenschaftlichen Auseinandersetzung in der Bundesrepublik, wie sie in den anderen Kapiteln dieses Bandes Eingang gefunden hat, für die ich als Autorin oder Mitautorin verantwortlich bzw. mitverantwortlich zeichne.

*** Über eine erste entsprechende feministisch-sozialwissenschaftliche Untersuchung im engeren Sinne berichtet Susanne Grimm in diesem Band. Auf autobiographische Anmerkungen zur NS-Auseinandersetzung von AutorInnen der feministisch-sozialwissenschaftlichen Öffentlichkeit weise ich am Ende des vorliegenden Beitrags in einem etwas anderen Zusammenhang hin.

Felsblock, der vor der schwarzen Höhle lag. Um einen Schritt in diese Höhle hineinzutun, hätte ich den Felsblock bewegen müssen. Ich aber stand lange Zeit einfach davor, ohne eigene Kraft, den Block etwas beiseite zu rollen. Durch meine Idee von meinem Vater war ich fixiert an den Stachel Nationalsozialismus und gleichzeitig gelähmt, den NS unabhängig von seiner Bedeutung für mich als NS-nachgeborene Tochter klarer zu begreifen.

Die »geheime Öffentlichkeit« Therapie – ein Ort für weniger verzerrtes Sprechen

Vielleicht war für mich die Notwendigkeit, eine öffentlich-wissenschaftliche Thematisierung meines Problems zu erreichen, lange Zeit nicht so dringend, weil ich einen Ort des geheimen Sprechens für »meine Wunde Nationalsozialismus« gefunden hatte. Denn während vieler Jahre, für die ich bereits meine bis dahin reichenden wissenschaftlichen Thematisierungen beschrieben habe, trug ich mein NS-Problem auch in Psychotherapien und -analysen hinein. Mein NS-Problem war zwar nicht der vordringlichste Auslöser für diese »Sprechkur«. Aber es gab auch wenig in den therapeutischen Gesprächen, was nicht wesentlich »damit« verquickt gewesen wäre.

Den Sozialwissenschaften hatte ich ja die Funktion eines therapeutischen Erkenntnismilieus für mich gegeben. Biographisch gesehen waren sie die erste Umgebung dieser Art, in der ich mich bewegte. In der konkreten Gestalt der Frankfurter Schule zu Beginn der sechziger Jahre zeigten mir die Sozialwissenschaften den Zugang zur praktischen Psychoanalyse als einem weiteren therapeutischen Milieu. Als Klientin von Psychotherapien und -analysen konnte ich mit etwas weniger Schuldgefühlen und Verlustängsten mein NS-Problem benennen und besprechen. Ich vertraute darauf, daß ich meine Gegenüber in mein Geheimnis miteinbeziehen konnte, weil ich sie zu Schweigen Dritten gegenüber verpflichtet wußte.

Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, hätte es nicht die Möglichkeit dieser »geheimen Öffentlichkeit« für mich gegeben. Denn ich hatte letztlich diese doppelten und absolut widersprüchlichen Wünsche: Geheimhaltung *und* Veröffentlichung, Sprechen *und* Nichtsprechen. Unter den Bedingungen meines eigenen See-

lenhaushaltes und des gegebenen Standes der öffentlichen Diskussion über den Nationalsozialismus brauchte ich die längste Zeit Verschlüsselungen und Geheimhaltungen, konnte mir eine »öffentliche Offenheit« im Ernst gar nicht leisten.

Diese lange psychotherapeutische Verankerung meines Lebens habe ich letztendlich so genutzt, daß mir, so habe ich wenigstens den Eindruck, eine nicht sonderlich verzerrte und verquere explizit-öffentliche Fassung meines NS-Themas gelang. Ich konnte mich dem Nationalsozialismus als einem Forschungsgegenstand im weiteren Sinne zuwenden. Erst jetzt konnte ich die »geheime Öffentlichkeit« Psychotherapie verlassen.

Der erste Schritt in eine »öffentliche Öffentlichkeit« und einige seiner Voraussetzungen

Es kam trotz allem also noch die Zeit der beruflich-wissenschaftlichen Thematisierung »meines Problems NS«. 1985 formulierte ich zum erstenmal (instituts-)öffentlich einen direkten NS-Bezug für eine eigene sozialwissenschaftliche Untersuchung. Die Prozesse nachzuzeichnen, die dahin führten, fällt mir außerordentlich schwer. Ich bin mir zwar schon seit längerem bewußt, ein wie voraussetzungsreiches und prekäres Unterfangen Sozialwissenschaft ist, gerade auch weil die subjektive Seite der WissenschaftlerInnen dazugehört.* Aber die wissenschaftliche Thematisierung des Nationalsozialismus durch die, die in seiner historischen Nähe stehen, scheint mir ein besonders risikoreiches Unterfangen zu sein. Das läßt sich an meinen eigenen Versuchen dazu ablesen.

Ich denke jetzt, diese Idee hat sich überhaupt in mir ausbilden und durchsetzen können, weil in den vorausgegangenen Jahren unterschiedliche Umstände zusammentrafen. Einmal hatte sich für mich der persönliche Problemdruck durch den Tod meines Vaters gegen Ende der 70er Jahre verändert. Über meinen Vater zu sprechen wurde notwendiger und möglicher zugleich. Dann entstanden mehr Chancen der Thematisierung für mich auch innerhalb der be-

* Diese Erkenntnis habe ich mir vor allem zusammen mit meinen früheren langjährigen Projektkollegen Klaus Wahl und Michael-Sebastian Honig erarbeitet. Wir haben dazu ein Buch geschrieben (Wahl u. a., 1982).

ruflischen Arbeit. Die Arbeitsgruppe, der ich bis dahin angehört hatte, trennte sich; ich mußte und konnte meinen Platz in dem Forschungsinstitut neu bestimmen. Ich wollte eine zu schnelle Integration in eine neue Arbeitsgruppe – die der Regelfall der Organisation wissenschaftlicher Arbeit an diesem Institut sein soll – vermeiden. Ich schlug den Weg der notwendigerweise individuellen Habilitation ein. Gleichzeitig hatte es in der Öffentlichkeit Anzeichen dafür gegeben, daß in Deutschland die Art und Weise, sich auf die NS-Vergangenheit zu beziehen, sich veränderte. Die öffentlichen Kontroversen über das notwendige Geschichtsbewußtsein – 1979 nach dem Film *„Holocaust“* und 1983 im Zusammenhang mit der öffentlichen Erinnerung an die fünfzigste Wiederkehr des Tages der nationalsozialistischen *„Machtergreifung“* – waren Anzeichen dafür. Das öffentliche Sprechen über den eigenen Bezug zur NS-Vergangenheit wurde möglicher; die Scham, sich öffentlich dazu zu äußern, nahm ab. Nur so kann ich mir erklären, daß ich selbst überhaupt eine Möglichkeit für mich sah, mein Problem öffentlich und einigermäßen unverzerrt anzusprechen.

Von den in der Öffentlichkeit zu beobachtenden Veränderungen waren für mich diejenigen die wichtigsten, in denen es nicht länger mehr darum ging, das Negative, das der NS darstellte, von dem ganz eigenen Leben abzutrennen. Mir war wichtig, den Zusammenhang der eigenen Gegenwart und Vergangenheit mit dieser besonderen Geschichte des Negativen herauszuarbeiten und zu begreifen. Die ersten Anzeichen für eine solche Fragestellung wurden für mich nicht innerhalb der Sozialwissenschaften sichtbar, sondern außerhalb. Auf einen solchen Wechsel in der Substanz der relevanten Fragen, der in der Öffentlichkeit wahrzunehmen war, stieß ich zuerst durch Bernward Vespers (1977) *Reise* in sein Leben als Sohn ehemaliger nationalsozialistischer Eltern. Dieses Buch wurde für mich regelrecht zur einer Eröffnung, vielleicht, weil hier jemand schrieb, den ich auf Grund seiner Generationserfahrung ein wenig zu meinesgleichen zählen konnte. Auf alle Fälle las ich mich in diesen rückwärtsgerichteten Anstrengungen eines Nachgeborenen, der keine eigene Entscheidungen für das NS-System mehr zu verantworten hatte, fest. Ein wichtiges Signal für eine sich verändernde Öffentlichkeit wurde für mich dann auch Christa Wolfs (1979) Selbstprüfung ihrer NS-gefärbten Kindheitsmuster. Die *Reise* ebenso wie die *Kindheitsmuster* waren für mich Dokumente von noch eher einsamen öffentlichen Anstrengungen, einem breiteren Wandel des öffentlich Thematisier-

ten noch voraus. Ich ließ mich auch durch ihre Existenz noch nicht ermutigen, eine eigene wissenschaftlich-öffentliche Sprache für mein NS-Problem zu finden. Das geschah erst wieder Jahre später.

Eine erste wissenschaftliche Thematisierung des *„Problems NS- und -der Felsblock vor der schwarzen Höhle“*

Offensichtlich waren damit nun wichtige Voraussetzungen dafür entstanden, daß ich mich im Rahmen einer beruflich-wissenschaftlichen Arbeit auf *„mein Thema“* hätte einlassen können. Aber dann geschah etwas, das mich noch heute beschäftigt und das ich nur mit großer Mühe enträtselt habe: Ich selbst war es, die *„ihre Thema“* in dieser veränderten Situation gar nicht direkt aufgriff. Ich wollte in der zuerst ins Auge gefaßten Untersuchung zwar den Nationalsozialismus und sogar Auschwitz thematisieren, aber mein Problem hatte ich in den ersten Entwurf der Untersuchung höchst verschlüsselt und dann auch nur halb und damit im Ergebnis falsch hineingeschrieben. Ich hatte zwar meine Wunde NS mit den Mitteln der Wissenschaft erkennen, sie genauer diagnostizieren und behandeln wollen, wich aber sogar jetzt noch dieser selbst gestellten Aufgabe gegenüber aus.

In der ersten ausdrücklich NS-bezogenen Projektidee, die ich vortrug, wollte ich die Muster von moralischem Handeln von Frauen und Männern erforschen, die sie als NS-Verfolgte und -Opfer unter Bedingungen von NS-KZs entwickelten.*

Diese Projektidee stieß damals auf viel Unverständnis und Kritik von deutschen und amerikanischen KollegInnen, die ich darüber informierte oder die ich um ihren Rat bat. Das Unverständnis verschmolz dann mit meiner eigenen Verunsicherung darüber, ob die

* Im Herbst 1985 schrieb ich für den Forschungsplan des Institutes einen Projektentwurf mit dem Titel: *Moral und Geschlecht. Feministische Moraltheorien und moralisches Handeln von Frauen und Männern: das Beispiel der Häftlinge unter SS-Herrschaft*. Der nächsten instituts-öffentlichen Version des Projektentwurfs gab ich 1986 die Überschrift: *Moral und Geschlecht. Feministische Moraltheorien und moralisches Handeln von Frauen und Männern: Was zeigt das Beispiel der SS-Herrschaft, ihrer Täter und Täterinnen sowie ihrer Opfer?* In der Zeit, in der diese Entwürfe entstanden, setzte ich mich mit anderen KollegInnen zusammen in einer institutsinternen Expertise dafür ein, im Institut eine Forschungslinie *„Politik – Geschichte – Moral“* zu entwickeln.

Untersuchung denn einen richtigen Sinn hatte. Ich brauchte einige Monate, bis ich etwas von der Irritiertheit der anderen und von meiner eigenen begriff. Mir wurde damals bewußt, daß ich es nicht ausgehalten hatte, meine Wunde NS nicht mehr nur zu fühlen, sondern sie wirklich gründlich anzuschauen, und das hieß gerade: den Blick auf meinen Vater im Lichte seines Nationalsozialismus bis auf die nur irgend vorstellbaren Grenzen hin auszudehnen. Ich war davor zurückgeschreckt, den Felsblock vor der schwarzen Höhle zu bewegen. Der größte Teil meiner Wunde Nationalsozialismus hatte doch mit meinem Vater zu tun. Auch mein Zurückweichen, so meine ich, wurde durch die große und problematische Bedeutung bestimmt, die er für mich hatte.

Ich konnte und wollte ihn nicht auf das reduziert sehen, was die deutsche Geschichte mit ihm und was er selbst dann aus dieser Geschichte gemacht hatte. Ich wollte meinen Vater nicht einordnen in meine Vorstellung von Nationalsozialisten, die im Sog von Vorstellungen extremer Exponenten stand: von Hitler und Goebbels, Himmler und Heydrich, Höß und Stangl. Vor einer solchen zurückgewendeten Einordnung meines Vaters schreckte ich zurück. Ich erinnere mich, daß ich mich innerlich verweigerte bei dem Gedanken, im Laufe meiner Untersuchung vielleicht auf Jahre hinaus immer wieder die Äußerungen von NS-Leuten lesen zu müssen.

Die Idee einer Tochter von ihrem NS-beteiligten Vater – ein
besonderes Motiv innerhalb der
Entwicklung einer feministischen Theorie

Ich wollte meinen Vater immer auch in der Perspektive seiner guten Möglichkeiten sehen, derjenigen, die er selbst in die Wirklichkeit umsetzen konnte und die ich doch auch an ihm erfahren hatte, vor allem aber in der Perspektive derjenigen Möglichkeiten, die ich verschüttet glaubte, die ich ihm aber für eine grundsätzliche Ebene seiner Existenz unterstellte.

Vor dem Hintergrund der für mich wichtig gewordenen feministischen Perspektiven und Debatten ordnete ich die Möglichkeiten, die ihm prinzipiell zuzuschreiben waren, vor allem seiner Existenz

als Mann zu. Die gute Wirklichkeit anderer Männer stand deshalb als Zeugnis auch seiner prinzipiellen Möglichkeiten. In dieser Phase meiner Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus und den Zerstörungen, die er Menschen angetan hat, drängten sich mir auch Bilder besonderer anderer Männer auf: der Männer, die NS-Verfolgung und -Mordmaschinerie überlebt hatten und in erschütternder Weise von ihren äußersten Erfahrungen schrieben. Weil sie auch ihre Erschütterung über ihr eigenes Handeln und Fühlen unter Bedingungen des höllischen Zwanges ausdrückten, ging von ihnen für mein Erleben eine außerordentliche Menschlichkeit aus. Da sie nun Männer waren und auch mein Vater ein Mann war, so schrieb ich ihre Menschlichkeit -im Prinzip- auch meinem Vater zu.* Je mehr ich aber die konkrete Möglichkeit und die Wirklichkeit meines Vaters an diesen ganz absoluten Möglichkeiten maß, desto enttäuschter wurde ich. Das Echo von Christoph Meckels -es fehlt, es fehlt-, gegen seinen Vater gerufen (vgl. Meckel 1983), klang später beim Nachdenken über meinen Vater oft in meinen Ohren. Aber ich konnte leichter aushalten zu sehen, was fehlte, als zu sehen, was da war oder was im Prinzip auch seine schlechten Möglichkeiten gewesen waren.

Der Wunsch, die besseren menschlichen Möglichkeiten vor allem meines Vaters gegen seine als ungenügend erlebte Wirklichkeit mitzudenken, führte mich auch zu meinem besonderen Platz innerhalb der feministischen Theorieentwicklung.** Dieser Platz erschien mir um so richtiger, je mehr ich die Erfahrungen von Menschen auf mich wirken ließ, die der NS-Welt der Verfolgung und des Mordes ausgesetzt waren. Die Zeugnisse von Frauen und Männern, die im NS-System auf schrecklichste Weise verfolgt, gequält und erniedrigt wurden – vor allem in den Mord-KZs –, zwangen geradezu dazu, für das moralisch zu beurteilende allerwesentlichste Tun und Empfin-

* In den damaligen Monaten waren es vor allem Primo Levi (1979) und Elie Wiesel (1982a und 1982b), deren Bücher in mein Leben traten. Im Falle von Elie Wiesel kam sogar eine persönliche Begegnung während einer Tagung im Mai 1986 (vgl. *Evangelische Akademie Loccum* 1987) hinzu.

** Diese Position hat eine Kontroverse ausgelöst, die besonders in dem Band *FrauenMännerBilder*, herausgegeben von Carol Hagemann-White und Maria S. Rerich (1988, in der Reihe *Forum Frauenforschung der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*), dokumentiert worden ist. Meine Argumente sind in zwei Beiträgen zu diesem Band enthalten (vgl. Gravenhorst 1988a und 1988b).

den von Menschen eine Gleichheit der Geschlechter zu sehen und anzuerkennen. Unmittelbar nach der Lektüre des Auschwitz-Berichtes von Primo Levi (1979) las ich das Belsen-Tagebuch von Hanna Lévy-Haas (1979). Von beiden war ich gleichermaßen erschüttert. Diese Doppellektüre war ein einschneidendes Ereignis für mein Denken und meine Überzeugungen, gerade auch in Bezug auf die Auseinandersetzung mit dominanten feministischen Geschlechterbildern. In meinen Augen machte das Wissen vom Existieren unter Bedingungen dieser Anti-Welt es absolut unmöglich, einen Unterschied zwischen den Geschlechtern in der humanen Substanz ihres Handelns zu behaupten.

Der erste Versuch einer wissenschaftlichen öffentlichen Thematisierung – eine Grenzverletzung

Es war nicht nur meine ›Konstruktion‹ eines bestimmten Bildes meines Vaters, die den ersten Versuch einer wissenschaftlich-beruflichen Thematisierung meines ›Problems mit dem NS‹ disqualifizierte. Es kam noch die Idee hinzu, die Sozialwissenschaften als Mittel systematischer Erfahrung auf die höllische Zwangssituation der Verfolgten in den Mord-KZs anzuwenden. Ich ahnte damals mehr als ich es wußte, daß ich damit eine wesentliche Grenze verletzte. Aber zu der Zeit kannte ich niemanden, die oder der mir die Natur der Grenzverletzung in ihrem Kern richtig hätte benennen können. Ich selbst konnte es nicht, und für mein Empfinden konnten es auch die anderen nicht, denen ich meine Gedanken vortrug und die mich kritisierten. Die Kritik von anderen, aber auch meine eigene Ahnung einer Grenzverletzung trugen sicher zu meinem Entschluß bei, diesen ersten Versuch einer Thematisierung aufzugeben. Wirklich begriffen habe ich diesen Teil der Unangemessenheit meiner damaligen Projektidee erst viel später. Es war der Vortrag von Kira Kosnick (1989) über *Sozialwissenschaftliche Ansätze in der Diskussion über Opfer und Überleben*, in dem ich die für mein Urteil richtige Benennung des Problems fand. Demzufolge war dies geschehen: Ich hatte naiv die mir vertrauten Denk- und Verfahrensweisen der Sozialwissenschaften mit ihrer Unterstellung sinnhafter, vernünftiger Möglichkeit gesellschaftlicher Existenz von Individuen

auf die Situation des zwar wirklichen, aber doch unvorstellbaren Zwanges gegen die Verfolgten in den Mord-KZs angewandt.

Die feministische moraltheoretische Diskussion – eine weitere Gelegenheit für Verschlüsseln trotz Veröffentlichungen

Schließlich wurde das Schiefe meines ersten öffentlichen Thematisierungsversuches noch durch ein weiteres Motiv verstärkt. Damals hatte in der Bundesrepublik die Diskussion um eine feministische Moraltheorie begonnen.* Ich konnte sie in meinen Augen so offensichtlich auf mein Grundproblem und meine Geschlechtertheorie anwenden, daß ich sie aufgriff, um einen legitimen inhaltlich-wissenschaftlichen Rahmen zu gewinnen, in den ich meine Fragestellung übersetzen konnte. Heute habe ich den Eindruck, daß ich mir mit dieser Verankerung meines Themas eine weitere Gelegenheit schuf, einer direkten Formulierung ›meines Themas‹ auszuweichen. Denn ich entschied mich – immer noch eher unreflektiert – dafür, diese Theorie­debatte weniger als Hilfsmittel für eine Aneignung des NS-Geschehens als Negativum als vielmehr umgekehrt die schlechterwirklichkeit in den KZs – als Hilfsmittel für eine Arbeit an einer Geschlechtertheorie zu benutzen.

Ein weniger verzerrendes und stärker vertrauendes, das heißt, ein eher lösendes Sprechen

Meine erste NS-bezogene öffentliche Thematisierung für ein Untersuchungsprojekt konnte ich dann doch nach einigen Monaten beiseitelegen und ›mein Problem‹ endlich auch für eine wissenschaftliche Öffentlichkeit so formulieren, wie es mir bis zum jetzigen Zeitpunkt immer noch als ›richtig‹ erscheint, also ohne gravierendes Verschlüsseln, Verzerren oder Untergehenlassen in anderen inhaltlichen Feldern und deren eigengewichtigen Strukturierungen, aber

* Die Diskussion in der Bundesrepublik wurde ausgelöst durch das Bekanntwerden von Carol Gilligans Ideen (vgl. hauptsächlich Gilligan 1982).

** Vgl. zu diesem Gedanken meinen ersten Beitrag in diesem Band.

auch ohne unerträgliche Grenzverletzungen. Der Gedanke an die Möglichkeit dieser veränderten wissenschaftlich-öffentlichen Thematisierung, die ich für mich als Nachgeborene der Schuldgenerationen in Deutschland für angemessen halte, war von außen angestoßen worden. Ich hatte «Geständnisse» über die eigenen Wege der NS-Auseinandersetzung von AutorInnen gelesen, die wie ich Nachgeborene des NS-Schuldzusammenhangs waren und sich im Diskussionsmilieu der Sozialwissenschaften bewegten.

Das Schlüsselerlebnis wurde für mich die – etwas verspätete – Lektüre des Themenheftes «Deutsche, Linke, Juden» der Zeitschrift *Ästhetik und Kommunikation* (1983). In diesem Heft fand ich die autobiographischen Auseinandersetzungsberichte von vier «Söhnen», Rolf Ebel (1983), Olav Münzberg (1983), Dieter Hoffmann-Axthelm (1983) und Eberhard Knödler-Bunte (1983). Das Heft enthielt keinen Auseinandersetzungsbericht einer «Tochter». Erst einmal aufmerksam geworden fielen mir nun aber die autobiographisch orientierten NS-Thematisierungen von «Töchtern» im sozialwissenschaftlichen Milieu auf: von Barbara Rohr (1983), Dörte von Westernhagen (1986) und von Frauen, die in der feministisch-sozialwissenschaftlichen Öffentlichkeit eine Stimme hatten. Die NS-Thematisierungen der letzteren Gruppe waren Bestandteil von Antworten auf Marielouise Janssen-Jurreits (1985a) übergeordnete Frage «Lieben Sie Deutschland? Sie waren geschrieben von Christina Thürmer-Rohr (1985), Senta Trömel-Plötz (1985), Sybille Plogstedt (1985) und Marielouise Janssen-Jurreit (1985b) selbst.

Nun hatte sich auch der Ort ergeben, an den ich meine Erinnerung an NS-bezogene autobiographische Anmerkungen aus feministisch-sozialwissenschaftlichen Diskussionen zu ganz anderen übergeordneten Themen anbinden konnte, die von Hilde Schramm (1982) und von Anneli Keil (o. J.).

«Mein Thema» – aber doch nicht nur mein Thema, wie auch die vielen Veröffentlichungen der Zwischenzeit* zeigen –, habe ich 1987 in allgemeiner Form als Gegenstand einer sozialwissenschaftlichen Untersuchung formuliert. Deren gegenwärtiger Arbeitstitel, angelehnt an ein Sprachbild von Cordelia Edvardson (1986 und 1989)

* Vgl. vor allem die entsprechenden Bücher von Peter Sichrovsky (1987), Niklas Frank (o. J.), Dörte von Westernhagen (1987) und Gabriele von Arnim (1989).

über die welthistorische Negativbedeutung des Nationalsozialismus, lautet: «Der Sprung in der Welt und die Aneignung deutscher Geschichte: NS-nachgeborene Töchter und Söhne.»

Meine alte Wunde Nationalsozialismus ist noch immer spürbar. Doch ihr Schmerz hat sich verringert. Ich muß nun Handlungen und Unterlassungen insbesondere meines Vaters auch an meinen eigenen Schwierigkeiten und Unfähigkeiten messen, «vernünftig» mit diesem Schmerz umzugehen. Dabei kann ich doch nicht anders als sehen, daß mein Schmerz objektiv viel geringer ist als der meines Vaters. Welches Glück hätte mein Vater haben müssen, um die Enttäuschungen, die Brüche und das Scheitern, die seine frühe Zeit ihm zunächst auferlegt hatte, später ohne NS-Horizont zu verstehen? Ein solches Glück für ein lösendes Verstehen ist an ihm vorbeigegangen – vielleicht, um in einer von ihm ausgehenden Bedrängnis wenigstens mich zu erreichen, seine Tochter.

Wenn ich heute die Möglichkeit eines anderen Sprechens über den Schmerz habe, der von meiner Beziehung zu meinem NS-beteiligten Vater (und früher NS-bejahenden Familie überhaupt) ausgeht, so ist diese Möglichkeit nicht zuletzt durch eine andere Wandlung entstanden: die Fähigkeit meiner Mutter, ihr Leben im Wissen um das Schreckliche des Nationalsozialismus noch einmal neu zu überdenken und es mit mir gemeinsam zu tun.

Eine lange Phase lähmender Fixierung ist zu Ende gegangen. Meine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus beginnt vielleicht erst jetzt.

* Der frühere Arbeitstitel lautete: «Moral und Geschlecht. Familien im Widerschein des Nationalsozialismus.»